

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 29 (1947)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erscheint auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einschaltungen auf Postgebührenkonto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereins

Verlag: Gesellschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Anfertiger-Adresse: Hauptstr. 11, 2. Stock, 8001 Zürich 2, Telefon 27 29 75, Telefax-Rote VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Schweizerische Druckerei AG, Telefon 22 52, Postfach-Rote VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die durchschnittliche Anzeigenzeile oder auch deren Raum 15 Sp. für die Schweiz, 30 Sp. für das Ausland / Kleinanzeigen: Schweiz 45 Sp., Ausland 75 Sp. / Briefgebühren 60 Sp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate – Inseratenchluss Montag abends

Etwas über den Haß, die Angst und die Liebe

Von Dr. med. phil. E. Liefmann (Zürich)

In den Beziehungen der Völker zueinander spielt auch heute noch, 1½ Jahr nach dem 2. Weltkrieg, der Haß eine große Rolle. Herrscht noch soviel Haß in der Welt, weil der Friede noch nicht geschlossen ist und die Menschen der Nachkriegs- und Überkriegszeit schwer leiden? Oder kann der Friede deshalb vielleicht nicht geschlossen werden, weil der Haß das Nechtesgefühl der Menschen noch zu sehr verdunkelt? Beides mag richtig sein. Jedenfalls ist die Atmosphäre, in der die Menschheit lebt noch immer mit der Leidenschaft des Hasses geladen. Oft freilich handelt es sich mehr um eine feiner Vorstufe: das sich harmlos gebärdende Vorurteil, oder um Mißtrauen, um Neid — Vorurteile, die zum Haß führen können und in ihm den stärksten Ausdruck der Feindseligkeit des Menschen zum Mitmenschen finden. Wir möchten jene Vorurteile auch als „kleinen Haß“ bezeichnen. Wenn wir nachdenken, so wird es uns deutlich, wie sehr wir alle in diesem „kleinen Haß“ gefangen sind und wie er sich in unserem Denken eingestrichelt hat. Wir wollen hier keine Beispiele anführen und nur an eines erinnern: an das Schicksal der Flüchtlinge in aller Welt und was der kleine, wie allerdings auch der große Haß an ihnen verübt, verurteilt, verachtet — was er angereicht hat.

Was ist der Haß für ein Phänomen? Kant bezeichnet ihn als eine aus sinnlicher Begierde entstehende Leidenschaft, die von der Vernunft nicht befreit wird. Sie ist nach ihm eine krankhafte Leidenschaft, weil sie die Herrschaft der Vernunft ausschließt, die nach Kant das Denken des gesunden Menschen bestimmt. Im Gegensatz zum Zorn ist der Haß ein Dauerzustand, wogegen der Zorn ein kurz verlaufender Affekt ist, der schnell verstirbt und dann auch in sein Gegenteil umschlagen kann. Der Zorn verlangt auf seinem Höhepunkt die Befriedigung des schuldigen Befindens. Der Haß aber verlangt mehr — er verlangt nach Rache. Und selbst wenn der Haß erfüllt die Gefühle hat auslösen können, wenn sein Haß sich durch eine Aneinanderhandlung geschwunden hat, so ist er trotzdem nicht völlig geschwunden. Es bleibt etwas zurück, das ist der Groll. Groll also kam unter Umständen der Endzustand eines Hasses, eines zur Ruhe gekommenen Hasses sein, der aber nur allzu leicht wieder erwachen und zu neuem Haß angereizt werden kann. Besonders aber ist dies der Fall, wenn der Haß kein Nechtesgefühl nicht befriedigen konnte. Dann schwellt er weiter einer vielleicht ruhigen Oberfläche weiter fort, um vulkanisch auszubrechen, wenn seine Stunde gekommen ist. Gilt dies für die Beziehungen des einzelnen Menschen zu anderen, so gleichermaßen für die Beziehungen der Völker untereinander.

Alles dieses ist dem Menschen unserer Tage bekannt, der solche Haßgefühle tausendfach erlebt hat und weiß, wie Haß und Groll heute unabhägige Seelen nicht zur Ruhe kommen lassen. Das gibt der Menschheit dieser Zeit ein Gefühl der Lebens-

unsicherheit, es erzeugt in den einzelnen Menschen eine seelische Gleichgewichtsstörung, die als Angst zu Tage tritt — Angst um die Unheimlichkeit des Daseins, wozu die Furcht tritt vor unbekannten Kräften, die unberechenbaren Mächten zur Verfügung stehen, denen er sich hilflos gegenüber sieht. Solche Kräfte sind den Menschen heute durch die Technik in einer Weise in die Hand gegeben, wie nie zuvor, denn sie vermögen in wenigen Augenblicken Tausende von Existenzen zu vernichten. In welcher Weise werden die Menschen sie fortan gebrauchen? Wir haben in zwei Weltkriegen kennen gelernt, was Macht bedeuten kann und die Auswirkungen jenes unheimlichen Wortes, daß Macht vor Recht geht. Aus dieser Furcht vor der Macht der Menschen erwacht jene Angst um die nackte Existenz. Eine Angst in Permanenz bedeutet Sorge und mit dem Dauerzustand der Sorge wächst der Haß gegen jene, die sie uns bereiten.

Wir haben auch in diesen zwei Weltkriegen erfahren, was eine Masse bedeuten kann, wenn ihr Macht gegeben ist. Der Massencharakter liegt der Großstädter unserer Tage schon im friedlichen Leben täglich gegenüber. Aber gebraucht haben die Masse bisher die Massen meist nur zu zerstörerischen Zwecken. Zwar hat gerade im letzten Krieg eine zerstörerisch eingestellte Heeresmasse eine zweite auf den Plan gerufen, die jene bekämpfte. Als diese nun Sieger blieb, da scheint es beinahe, als habe sie ihr eintägiges Ideal vergessen, um nun ihrerseits im Gebrauch ihrer Macht selbstfüchtige Pläne zu verfolgen. Darum beginnen die Menschen nun zu zweifeln, ob es auch wirklich jene ideale Grundidee war, für die sie behauptet hatte, zu kämpfen — und des Mißtrauens ist kein Ende.

Die Gewalt der Masse haben auch jene kennen gelernt, die sich selbst einmal in einer Masse befinden haben und ihre verführerische Kraft empfinden. Sie bemerken, wie — in der Masse gefangen — ihre eigene Vernunft ausschließt, wie sie eingekerkert wurde in das Kollektivdenken und -fühlen der Masse, die sich von Schlagworten leiten läßt, wobei nicht die Vernunft, sondern primitive Instinkte Anlaß zu unberechtigten Reaktionen geben können. Wie der Einzelne trotz seiner Erfahrung dann zum entpersönlichen Kollektivmenschen wird und wie die Wirkung so unsehbar ist, daß ihr wenige widerstehen können. Auch das ist eine unheimliche Erfahrung, die der Mensch der Gegenwart von der Bedeutung der Masse Mensch gemacht hat und die auch wieder das Gefühl der Lebensunsicherheit herabsetzt und seine Lebensangst erhöht.

Wir leben also die Angst — die Lebensangst — ist der Mutterboden für den Haß, der von ihr genährt wird. Das ist die geistige Situation des Menschen von heute in einer Zeit, da der Krieg aus Ende gegangen ist. Was ist dagegen zu tun, um den Menschen aus diesem krankhaften Zustand zu befreien und ihm zur Gesundheit und zum Frieden zu verhelfen?

Indem wir uns um den Gegenpol der Angst und ihres Abkömmlings, den Haß, bemühen. Dieser Gegenpol besteht in dem Gefühl der Sicherheit, aus der allein das Vertrauen erwachsen kann, das von Angst und Haß befreit. Es ist aber nicht jene Sicherheit gemeint, die heute manche Staaten für sich fordern, die sich in diesem Verlangen nur um noch mehr Macht und Einfluß bemühen. Sondern es ist die Sicherheit des Vertrauens nicht in die eigene Macht sondern in den guten Willen des Anderen und dessen gute Gesinnung. Vertrauen selbst in denjenigen, den wir stärker und mächtiger wissen, als wir selbst es sind. Vertrauen, daß er seine Macht nicht selbstfüchtig verwenden wird, sondern dem Recht und der Gerechtigkeit zu dienen bereit ist.

Es scheint also, daß Angst und Haß nur vom Ethischen aus überwunden werden können. Sind aber ethische Gefühle instand, jene Leidenschaft des Hasses, die die Vernunft nicht kennt, auf die Dauer zu besiegen? Ist nicht zu befürchten, daß vor allem die Jugend, ohne größere Erfahrung und ohne noch geistige Grundidee, nicht wieder von neuem Massenideologien sich unterwerfen wird, wie wir es eben erst so erschreckend erlebt haben?

Vertrauen und damit Freundschaft bedürfen einer tieferen Verankerung, wenn sie fest bewahrt werden sollen und es erscheint uns dies nur möglich durch das Bekenntnis zur wahren Nächstenliebe wie sie wohl in der religiösen Sphäre allein einen festen Grund findet. Wir dürfen hier nicht den Fehler begehen, etwa von „christlicher Nächstenliebe“ zu sprechen. Die Christen haben kein Recht das Wort für sich und gar für sich allein in Anspruch zu nehmen. Das Gebot der Nächstenliebe, wie wir es in der Bibel finden, stammt zunächst aus dem Alten Testament. Aber, wer hat dieses alte Gebot richtig verstanden? Auch nicht diejenigen, die es nur für ihre Glaubensgenossen anwenden, die Juden nur für die Juden, die Katholiken nur für diese, u. s. w. Hatten Programme, Glaubenskriege, Herrenverbrennungen und ähnliche Schandakten — bis zu den Auswüchsen des „kleinen Hasses“ — je vorantommen können, wenn die Menschheit jenem Gebot gefolgt wäre? Freilich ist den Christen die Schuld am meisten anzurechnen, denn ihnen war das höchste Beispiel der Nächstenliebe in der Gestalt Christi gegeben; sie haben von früher Jugend an das Wort von der Feindseligkeit gehört und von der Liebe die, so man sie nicht hat, den Menschen zu nichts nütze macht. Und trotzdem haben sie nicht danach gehandelt und immer wieder ihren eigenen Kindern das schlechte Beispiel gegeben. Sonst gäbe es auch heute nicht so viele, die sich vom Christentum abwenden und eine „Weltanschauung“ an seine Stelle setzen wollten.

Es ist vielfach gesagt worden, das Christentum verlange zu viel vom Menschen, denn der Haß sei den Menschen angeboren — homo homini lupus. Gewiß hat man dies durch Tausende von Jahren menschlicher Geschichte beobachten können. Aber mit der Macht, die die Technik heute gewonnen hat, scheint ein neuer Abschnitt der menschlichen Geschichte beginnen zu müssen. Entweder erkennt der Mensch, daß er die ihm zu Gebote stehenden technischen Mittel nicht zur Zerstörung verwenden darf, ohne daß diese Zerstörung ihn selbst mit in

Miss Margaret Bondfield

Die Schweizer Frauen werden die Freude haben in den kommenden Tagen den Besuch der Right Hon. Margaret Bondfield, der ehemaligen Arbeitsministerin Großbritanniens zu haben, und in verschiedenen Städten, so u. a. Basel, Bern und Genéve den interessanten Ausführungen dieser erfahrenen Frau folgen zu dürfen.

Miss Bondfield ist das, was der Engländer a self-made woman nennt, und hat sich dank großer Intelligenz und eiserner Energie vom einfachen Bodenmadchen in eine der wichtigsten und verantwortungsvollsten staatlichen Stellen aufgearbeitet. Sie widmete sich schon früh der Organisation der Arbeiterinnen, wurde Sekretärin der englischen Confederation der Arbeiterinnen, stellte 1922 ihre Kandidatur auf als Vertreterin der Arbeiter in Northampton, wurde dann aber erst 1923 als erste Frau mit einer großen Mehrheit ins Parlament und ins Arbeitsministerium gewählt. Dann leitete sie als Chairman der Trade-Unions verschiedene Konferenzen und Zugungen und war mit ihrem gesunden, durch praktische Erfahrungen gereiften Urteil maßgebend bei vielen für die Arbeiterkraft wichtigen sozialen Maßnahmen. 1931 verlor die Labourpartei die Macht an die Konserverativen, und Miss Bondfield wurde nicht wiedergewählt. Aber sie arbeitete weiter für die Sache der Arbeiterpartei, machte große Vortragsreisen in Amerika, Mexiko, Kanada und 1941 betraute Minister Bevin sie mit der Wohnungskontrolle der Arbeiter der Kriegsin-

dustry. 1873 geboren, hat Miss Bondfield schon als ältere Frau die großen Strapazen des Krieges auf sich genommen und die an sie gestellten Anforderungen erfüllen können, dank einer wunderbaren Gesundheit und Leistungsfähigkeit und geistigen Elastizität mit welcher sie an jede Aufgabe geht, welche die Zeit an sie, oder sie selbst an sich stellt. Aus dieser Bewusstheit heraus wird diese interessante Frau zu vielen Schweizerinnen sprechen, d. h. zu Frauen, denen man in gewissen großen Räten hohnlachend die Fähigkeit abspricht, und die Möglichkeit radikalisierten selber über Sinn und Zweck ihrer politischen Forderungen zu sprechen. El. St. D, du liebes Volk der Stürze!

den Abgrund reißt, oder die Menschheit wird sich selbst in einem Grade mittelst ihrer Kräfte begnügen, daß danach ganz von selbst ihr der Mensch freundlich zum Mitmenschen stellen muß, weil er ihn zur Sicherung seiner Existenz braucht. Will die Menschheit diese nicht ausdehnende schredliche Erfahrung vermeiden, so muß sie dem Haß ablagen. Und warum sollte sie es nicht können, selbst wenn tatsächlich der Haß bisher eine der Triebkräfte ihres Sankels gewesen ist?

Denn es ist zu bedenken, daß der Mensch auch ein soziales Wesen ist, das des Mitmenschen bedarf. Es entwickelt sich immer dort, wo sich der Mensch von anderen befreundet und in seiner Existenz behindert sieht. Es ist aber durchaus nicht so, daß die Erde heute zu klein für ihre Bewohner gewor-

Nachdruck verboten

Michaëla

16

Ein Frauenkissal

Von Oengard o. Haber du Frau

Wenige Tage darauf war der erste März, doch der Winter wollte noch immer nicht weichen. Michaëla sah vom Boden aus einen kleinen Wölbchen vor der Tür liegen. Zufällig beobachtete sie, wie zwei Männer das kleine grüne Sofa Dr. Hübschers hinaufhoben. Dann kam der runde Tisch und der Spiegel.

Die Mädchen, die natürlich Michaëlas Besuch oben bemerkt hatten, redeten:

„Das ist wohl Michaëlas Freund, der auszieht. Wo geht es hin, Michaëla? Wollt ihr eigenen Eingang haben?“

Michaëla war bleich vor Befürchtung. Sie mußte nichts zu erwidern. Die Mädchen lachten und stichelten weiter. Seit der Geschichte mit dem Hut war Michaëla für sie eine andere geworden, es warnte sie nur, daß sie immer noch so geistlos und taub und nichts aus ihr herauszubekommen war.

An der Mittagstafel ging Michaëla hinauf und fand ihn im aussergewöhnlichen Zimmer in Hut und Mantel sitzen.

„Was ist denn los?“ fragte sie erschrocken. „Ich kann die Miete hier doch nicht mehr aufbringen“, antwortete er. „Ich ziehe in eine billigere Wohnung und begnüge mich mit einem Zimmer. Ich kann doch nicht von Ihrem Geld leben. Ich ziehe wohl auch so weit fort, um Sie vor mir zu schützen. Ich will ver-

schwinden aus Ihrem Leben, untertauchen in die Nacht, in die ich gehöre.“

Sie fragte ihn, ob er nicht endlich bei der Aergernis gemein sei? Er schüttelte den Kopf. Ob er nicht zu gehen gedachte? Es habe doch keinen Sinn mehr. Auf ihr bittendes Drängen gab er doch endlich seine neue Adresse preis. Sie erschrak wie weit es draussen war. „Mit Ihrem Geld kann ich eben den Umzug bestreiten. Ich mußte so handeln.“ — Dies war das letzte Gespräch in der alten Wohnung.

Michaëla war sehr bedrückt von diesem Allen. Sie wollte ihm helfen und mußte doch keinen Rat. Sobald sie es machen konnte, suchte sie ihn auf. Sie mußte mit der Trambahn durch die ganze Stadt fahren und dann noch ein langes Stück zu Fuß gehen. Endlich hatte sie die Straße gefunden. Er wohnte wieder neben den Speichern, aber diesmal in einem schlechten alten Haus, einer richtigen vermauerteten Mietskammer. Sie war traurig, seine hübschen Möbel nun so zusammengepackt in einem düsteren Raum zu sehen. Die geräucherten Vorhänge aus der alten Wohnung hielten ganz Bücher und Papiere lagen noch wilder durcheinander. Er selbst kam ihr so elend vor wie noch nie.

„Es ist so fahr“, sagte sie. „Haben Sie nicht geglaubt?“

An der alten Wohnung hatte er Zentralfheizung. „Ich habe keine Kohlen“, erklärte er. Sie knöpfte ihren Mantel zu und sagte:

„Sie müssen doch ein warmes Zimmer haben, wie sollten Sie sonst arbeiten.“

Sie suchte den nächsten Kohlenhändler und nahm ein Bündel Holz und einen Sack voll Kohlen gleich mit, das andere bestellte sie und zahlte es voraus. So besaß sie wieder bei ihm an. Erst kaufte der

Ofen und wollte nicht ziehen. Endlich brannte das Feuer. Es wurde warm. Sie ließ sich verpacken, daß er den Ofen nicht ausgeben lasse. Sie war ohne Hoffnung und verlor doch zu hoffen. Sie malte ihm eine neue Zukunft aus. Er mußte doch noch einmal Arzt werden, dann würde er auch wieder eine andere Wohnung haben. Dies hier sei nur ein Übergang.

Er aber sagte traurig: „Kein Übergang, aber wohl ein Ausgang.“

Sie wollte ihn nicht verstanden haben und bestätigte:

„Ja, ein Ausgang zur besseren Zukunft. Ich will nichts mehr tun, bei Tag und bei Nacht, als beten: Gott schenke ihm die Kraft. Schenke ihm die Kraft.“

Er sah sie erstaunt an.

„Nur meine Mutter hat für mich gebetet, dann niemand mehr.“

Sie hätte ihm gern das Unglücksgeräde fortgenommen und magte doch nicht, ihn danach zu fragen. Sie wollte bald, bald wiederkommen. Sie glaubte, er habe doch jetzt etwas mehr Hoffnung.

Auf dem heimweg nahm Michaëla wahr, daß sie ihre Hände wie etwas schlingend, wie etwas tragend ineinandergegriffen hielt. Ihre Hand, daß sie schon seit Tagen so ging, noch länger, seit sie Hermann Hübscher kannte.

Am folgenden Tage fehlte eines der Mädchen wegen Krankheit im Geschäft, die zweite schloß sich ihr an, und so tatete nun die gesamte Arbeit auf Michaëla und der Meisterin. Es gab anstrengende Überstunden am Morgen und am Abend, Michaëla konnte nicht daran denken, den weiten Weg hinaus zu machen. So ist ihm seine Pflicht vor ihr, die so sein Umzug war, fast schon

gelingen. Ob er sich wohl heizt? Ob er sich sein Essen zurecht macht? Ob sich dort auch eine hübsche Nachbarin gefunden hat? Ob er arbeitet? Ja, das vor allem, ob es aufwärts geht? Sie schrieb ihm einen Brief. Sie bat ihn für sich zu sorgen, sie komme, sobald sie könne. Sie legte ihm wieder einen Schein ein, der sei nun für den Umzug bestimmt. Er solle zur Aergernis gehen, sie würde ihm gewiß einen Weg aus der Verwirrung zeigen, einen Weg, der wieder ins Leben hinausführe. Nach zwei Tagen kam ein Brief: kein.

Dank. Unbegreiflich. Gute. Dank. Der neue Lebensstil, er möchte hoffen, möchte machen, er fühlt die Sonne der Liebe. Ich kann nichts verpacken, ich habe es so oft schon verpacken und nicht gehalten, ich kann nichts verpacken, aber diese Tage sind gut, und doch ist mir so sehr bang. Der Stein, auf den die Sonne scheint mit ganzer Liebestraft, wenn er auch vergoldet steht, bleibt Stein. Zwar flackert das Feuer im Defekt, zwar brodet im Topfe das Sippelchen, doch ich bin allein, mir selber allein und werde es auch bis zum Ende sein. In meine so traurigen Gedanken flüstert eine Stimme: ein Mensch betet, betet für dich.“

Endlich waren die beiden Mädchen im Geschäft wieder hergestellt. Michaëla war vor Sorge selber fast krank geworden. Endlich konnte sie sich wieder auf den weiten Weg machen. Sie ging an einer halb mit Stein verpackten Miete entlang, wie sie in den Vorstädten häufig find. Das letzte Mal war sie noch unter der hübschgeputzten Schneedecke gelegen, heute war sie von jungem Grün durchwachsen. Mit Würstchen und Michaëla ein paar Gänseblümchen. Sie pflückte sie als

E. B.

BAHNHOF BUFFET

Inf. Bureau Bonn *Zürich*

1. *Trade credit*—money that is borrowed from suppliers and vendors. It is the most common form of trade credit. It is usually obtained from suppliers and vendors who are willing to provide credit to their customers. It is usually obtained from suppliers and vendors who are willing to provide credit to their customers.